Martin Steinmann

Von der Übernahme fremder Schriften im 15. Jahrhundert*

(Abb. 17–26)

Die heute vorherrschende Richtung in der Paläographie beschäftigt sich gerne mit einzelnen Scriptorien und Schreibern. Sie untersucht etwa die Schulen von Tours, Lorsch oder Angers, die Schriften von Petrarca, Salutati und Gerson. Damit wird sie in erster Linie hilfswissenschaftlichen Anliegen gerecht: Sie kann darüber Auskunft geben, wann, wo und von wem ein Manuskript geschrieben worden sei. Überdies ist der Ansatz methodisch klar und arbeitsökonomisch vernünftig. Schreiber und Provenienzen pflegen in den Registern zu wissenschaftlichen Werken aufgeführt zu werden.

Wenn wir im Folgenden von den Schriftphänomenen ausgehen, ist die Situation ganz anders: Die Gefahr des unmethodischen Vorgehens ist groß, man gerät leicht von einer Erscheinung zur anderen und isoliert die Einzelheiten. Arbeitsökonomisch ist der Ansatz ungünstig, denn kaum ein Hilfsmittel führt zu einzelnen Schriftformen hin. Dafür weitet sich das Blickfeld – eher zu sehr –, und zum Teil ergeben sich ganz neue Fragestellungen. Mehr als die Hilfswissenschaft tritt die Schriftgeschichte in den Vordergrund. Ich meine durchaus nicht, daß eine solche Betrachtungsweise besser sei als die sonst übliche, aber ich denke, daß sie auch ihre Berechtigung hat, und schließlich sollten sich beide finden zu einem abgerundeten Ganzen.

„Fremde Schriften“ fassen wir im Gegensatz zum geschlossenen Scriptorium. Im Scriptorium wird die Schrift vom Lehrer zum Schüler weitergegeben, ihre Entwicklung ist kontinuierlich. Wo Einflüsse von außen kommen, sind sie persönlich faßbar, etwa im Zuzug von auswärts ausgebildeten Lehrern. Wie weit die Wirklichkeit je diesem Idealbild entsprochen hat, brauchen wir hier nicht zu diskutieren, denn im Spätmittelalter gab es diese Art von geschlossener Tradition wohl überhaupt nicht mehr. Dennoch kann man unterscheiden zwischen Schriften, welche in der Umgebung eines Schreivers üblich, und anderen, welche ihm fremd gewesen sind. Daß die Grenzen fließen, soll uns nicht allzusehr kümmern: Wir werden uns bemühen, nur eindeutige Beispiele anzuführen.

* Der Beitrag behandelt ein weitläufiges und wenig bekanntes Thema. In der Diskussion in München und hinterher durfte der Autor Ergänzungen und Kritik vor allem von Albinia de la Mare und Peter Gumbert entgegennehmen. Er hat diese Anregungen gerne aufgenommen, soweit sie ihm überzeugend und für die behandelten Beispiele relevant schienen. So entspricht der folgende Text nicht mehr überall dem, was 1986 vorgetragen worden ist.

Wir können unser Thema hier bei weitem nicht ausschöpfen. Schriftübernahmen der Zeit vor dem 14. Jahrhundert müssen ganz beiseite bleiben. Wir werden auch nicht auf die zahlreichen Schreiber eingehen, welche fern der Heimat das Büchermachen als Erwerb betrieben haben und sich nach Vorstellungen und Wünschen ihrer Auftraggeber zu richten hatten. Unter den humanistischen Schreibern im Italien des 15. Jahrhunderts finden sich bekanntlich Namen aus ganz Europa. Auch das Verhalten von Studenten an fremden Universitäten werden wir nicht untersuchen, schon weil dieses Thema nicht auf humanistische Schrift beschränkt bleiben dürfte. Aber auch Kopien antiquarischen Charakters werden uns nicht beschäftigen. Schließlich werden wir auch auf die Übernahme der klassischen Capitalis nicht eingehen. Sie gehört zwar eng zu unserem Thema, ist aber der wohl schwierigste Fall und müßte uns auf die Gebiete von Epigraphik, Kunstgeschichte und Ästhetik führen, welche uns sonst hier wenig angehen.

Grundlegend über die Entstehung der humanistischen Schrift handelt B. L. Ullman, *The origin and development of humanistic script*¹. Es ist Ullman gelungen, die Anfänge nicht nur in Florenz zu lokalisieren und zeitlich festzulegen (daß seither die ersten Versuche etwas früher datiert werden, fällt hier nicht ins Gewicht), sondern auch die Initianten, ihre Beweggründe und Diskussionen zu fassen. Der Vorgang ist damit zu einem Modellfall für die ganze lateinische Paläographie geworden: Über keinen wichtigen Schriftwandel wissen wir so gut Bescheid wie über diesen.

Es schmälert Ullmans Leistung nicht, wenn wir feststellen, daß das letzte Drittel seines Buches, über die Ausbreitung der humanistischen Schrift, etwas schwächer ausgefallen ist: Wer erwartet, wenigstens die ersten Etappen des Ausgreifens über den engen Florentiner Kreis um Salutati müßten sich präzise fassen lassen, wird enttäuscht, und daran haben auch neuere Forschungen nicht viel ändern können. Poggio etwa ist bekanntlich schon 1403 nach Rom gegangen, aber dort war vorerst keine Spur seines Einflusses auf die Schrift zu erkennen². Und auch wo sich Lehrer-Schüler-Verhältnisse nachweisen lassen, kommen wir oft zu merkwürdigen Feststellungen. So mag es beruhigend sein zu wissen, daß Guarino da Verona die neue Schrift 1414 in Florenz übernommen³ und nach Norditalien gebracht habe und daß sein Schüler Rogerius Cataldo wiederum sie 1420 in Venedig praktizierte⁴ – er war dort allerdings nicht der erste⁵. Doch weicht Cataldos Schrift von dem Vorbild Poggios oder Niccolis deutlich ab, und es scheint ausgeschlossen, daß er sie in einem pedantisch-schülerhaften Sinn hat nachahmen wollen. Damit stehen wir vor der Frage: Was ist übernommen worden, woher und wie?

¹ Rom 1960 (= *Storia e letteratura* 79).

² *A. C. de la Mare*, *Humanistic script: the first ten years*, in: *Das Verhältnis der Humanisten zum Buch*, Boppard 1977, 93.

³ Oxford Bodleian Library, Bywater 38, s. CMD-Oxford pl. 270.

⁴ ebd. Canon. Pat. Lat. 224, a. O. pl. 288.

⁵ Die ersten humanistischen Handschriften in Venedig sind 1412/13 entstanden: de la Mare a. O. 107.

Unser erstes Beispiel ist eine Handschrift des Nicolaus de Camulio (Abb. 17)⁶. Er ist ein Genuese, den wir nicht mit dem Florentiner Kreis in Verbindung bringen können. Seine Schrift erinnert an die des Cyriacus von Ancona, kann aber von diesem nicht beeinflusst sein, dazu ist sie zu früh, nämlich von 1419, und sie stammt auch nicht von der adriatischen Seite Italiens, sondern Nicolaus hat das Manuskript im Exil in Pisa geschrieben. Die Ähnlichkeiten sind vielmehr auf gemeinsamen griechischen Einfluß zurückzuführen: das hohe t, gelegentlich griechisch geprägtes a und spitzes v auch im Wortinneren sind typisch, dazu treffen wir hier in seinem ursprünglichen Zusammenhang das Majuskel-M griechischer Form, welches für die frühhumanistische Capitalis so typisch geworden ist⁷.

Griechischer Einfluß läßt sich in diesem Fall auch biographisch belegen: Die zweite Handschrift, welche wir von Nicolaus kennen, hat er 1416 in der genuesischen Kolonie Caffa auf der Krim geschrieben⁸. Ein ganz anderes Element seines Lebens kommt daneben in den merkwürdig nach links zurückgebogenen Schäften des r zum Ausdruck: Nicolaus war Notar, und diese Form hat er zweifellos aus alten Urkundenschriften übernommen⁹.

Im weiteren wollen wir nicht auf Cyriacus von Ancona eingehen, dessen exzentrische Schrift bekannt ist, sondern auf ein kurzes Manuskript von Pomponio Leto (Abb. 20 und 21)¹⁰. Auffällig sind darin unter vielem anderen das „gestürzte“ t mit nach rechts fallendem Balken, ohne daß Ligaturen vorlägen; e mit steil aufragendem Ober- und im rechten Winkel dazu sinkender Zunge; r mit Unterlänge; unziales, rechts offenes g; oben nach links zurückgebogenes Minuskel-s; offenes a; zuweilen halbunziales r mit auf die Zeile hinunterreichender Schulter (Abb. 20); die griechischen Buchstaben Delta, Mü und hohes, in einem Zug geschriebenes t, in anderen Handschriften auch Theta. All diese Formen stehen neben anderen, „normalen“. Offenbar haben wir ein Experiment vor uns, aus der Zeit nach 1470, als Leto sich um das Griechische bemühte. Es ist schwierig, die Herkunft der einzelnen Elemente nachzuweisen. Giovanni Muzzioli hat auf die spätantiken Glossen im Vergilius Mediceus hinge-

⁶ Brüssel Bibl. Royale IV 719, s. CMD-B 2, 27f. Nr. 137; ausführlich beschrieben bei J. J. G. Alexander u. A. C. de la Mare, *The Italian manuscripts in the library of Major J. R. Abbey*, London 1969, 26–28 mit pl. 11.

⁷ Diese Form war in der 2. Hälfte des 15. Jhs in Deutschland gut bekannt: Kaiser Friedrich III. hat sie in ein Notizbüchlein gekritzelt (*A. Chroust*, *Monumenta palaeographica* 1,13,4), und Ulrich Bessnitzer markiert damit 1485 ein Geschütz in seinem Zeughausinventar von Landshut (Heidelberg, Cod. Pal. Germ. 130, 21r, s. *E. Mittler* u. *W. Werner*, *Mit der Zeit*, Wiesbaden 1986, 135).

⁸ London British Library, Harley 3551, s. CMD-British Library 136f. Nr. 765. Im Brüsseler Codex verwendet er übrigens einen Typ von Reklamanten, welcher mit Schwerpunkt in Venedig vorkommt, s. *A. Derolez*, *Codicologie des manuscrits en écriture humanistique sur parchemin* 1 (*Bibliologia* 5), Turnhout 1984, 53–56.

⁹ z.B. *Archivio paleografico Italiano* 12,97: Urkunde von Sezze, 1158.

¹⁰ Vat. lat. 3233, 4r–16v (Cicero pro Q. Ligario mit Glossen u. a.); Abbildungen bei *V. Zabughin*, *Giulio Pomponio Leto* 2, Grottaferrata 1910, Tav. 2, und *G. Muzzioli*, *Duo nuovi codici autografi di Pomponio Leto*, in: *Italia medioevale e umanistica* 2, 1959, Tav. 31. Die Schrift variiert in der Handschrift sehr stark, am häufigsten finden sich ungewöhnliche Formen 8v–9r sowie in den Glossen.

wiesen, welchen Leto nachweislich benützt hat¹¹, doch kommt diese Handschrift nur für einen geringen Teil der ungewöhnlichen Formen in Frage. Wie dem auch sei, Leto ist der einzige Humanist des 15. Jahrhunderts, bei welchem bis jetzt Elemente spätantiker Buchschrift nachgewiesen sind. Dabei ist auch ein spielerischer Zug nicht außer acht zu lassen; besonders ausgeprägt kommt er in einer Glosse 12v zur Geltung (Abb. 21; der Text ist zu lesen „Africa veluti arx belli contra R. P. Romanam“). Später ist Letos Schrift wieder „normaler“ geworden. Theta und unziales g hat er beibehalten. Letzteres mindestens findet sich auch in seiner Umgebung, etwa in dem Basler Lukrez, der schon um 1500 Leto zugeschrieben wurde¹², und bei Domizio Calderini, der nicht zum engsten Kreis Letos gehörte, in einem Brief von 1474¹³; beide haben mit Leto auch häufiges Majuskel-F gemeinsam. Das selbe unziale g schreibt aber auch der elfjährige Piero di Lorenzo de' Medici 1482 in einem etwas gekünstelten Brief an seinen Lehrer Niccolò Michelozzi¹⁴.

Leto ist ein extremes Beispiel für den Einfluß der griechischen auf die lateinische Schrift. Einzelne griechische Elemente lassen sich auch bei vielen anderen feststellen (vor allem im t), aber ein entscheidender Durchbruch ist, soweit wir sehen, nie erfolgt: daß man nämlich die griechischen Formen als älter und ursprünglicher betrachtet und sie deshalb den lateinischen grundsätzlich vorgezogen hätte.

Kehren wir wieder zur lateinischen Schrift zurück. R mit Unterlänge und ein e, das sich von der beneventanischen Schrift herleiten läßt, hat schon Ullman bei Giovanni Pontano festgestellt und zwar in der Zeit, als dieser in Neapel weilte, um 1460¹⁵. Ullman deutet diese Eigenheiten als Ausdruck der politischen und kulturellen Opposition gegen Florenz. Wenn man feststellt, daß ein ganz ähnliches e auch bei Giovanni Cavalcanti, bei Poliziano und etwas später auch bei Ficino Ficini, alles guten Florentinern, vorkommt¹⁶, wird man mindestens daran zweifeln, ob die Demonstration Pontanos auch verstanden worden sei.

Nicht ganz selten kommen in humanistischen Schriften die insularen Kürzungen für est und enim vor. Natürlich ist es schwer zu entscheiden, wo solche Zeichen aus einem alten Codex, wo sie von einem zeitgenössischen Vorbild übernommen worden sind. Schwierig liegen die Dinge auch bei r mit unter die Zeile reichendem Schaft: In Italien war diese Form im 14. Jahrhundert nicht mehr gebräuchlich, in humanistischen Schriften taucht sie wieder auf. Bei Pontano sieht man dahinter, wie erwähnt, das Vor-

¹¹ a. O. 350f.

¹² Basel UB, F VIII 14, s. E. Pellegrin, *Le Codex Pomponii Romani de Lucretio*, in: *Latomus* 7, 1948, 77–82; vgl. aber M. D. Reeve, *The Italian tradition of Lucretius*, in: *Italia medioevale e umanistica* 23, 1980, 35 Anm. 12.

¹³ T. de Marinis u. A. Perosa, *Nuovi documenti per la storia del Rinascimento*, Firenze 1970, 58 f. u. tav. 20.

¹⁴ ebd. 74 u. tav. 26b.

¹⁵ B. L. Ullman, *Pontano's handwriting and the Leiden manuscript of Tacitus and Suetonius*, in: *Italia medioevale e umanistica* 2, 1959, 309–335.

¹⁶ Cavalcanti: *Autografi dell'archivio Mediceo avanti il principato* ed. A. M. Fortuna u. C. Lungbetti (*Scriptorium Florentinum* 1), Firenze 1977, tav. 79 (von 1473); Polizian: ebd. tav. 94 (von 1479) und I. Maier, *Ange Politien*, Genf 1976, Frontispiz; Ficini: *de Marinis u. Perosa* a. O. tav. 14.

bild der Beneventana. Das r mit Unterlänge findet sich aber auch in den semigotischen Glossen zu einer Seneca-Handschrift, welche z. T. Salutati zitieren (Abb. 18)¹⁷. In einer solchen Schriftart würde man am allerwenigsten altertümliche Buchstaben vermuten. Die Unterlänge erscheint jedoch nur am Wortende und gesellt sich so zu anderen Buchstaben, welche in der selben Position unter die Zeile reichen, nämlich s, j und 3förmiges m. Es ist kaum aus alten Vorlagen übernommen worden, vielmehr erinnert der am Ende zurückgebogene Schaft an Nicolaus de Camulio und auch an eine venezianische Handschrift, welche Albinia de la Mare in ihrem Referat gezeigt hat¹⁸. So muß man sich fragen, ob nicht doch eine dünne ungebrochene Tradition vom Hochmittelalter her bis ins 15. Jahrhundert gereicht habe.

Ein Sonderfall ist der Engländer Thomas Candour¹⁹. Er hat während eines langen Aufenthaltes in Italien humanistisch zu schreiben begonnen wie manche seiner Landsleute auch. In England nahm er sich aber auch heimische Manuskripte des 12. Jahrhunderts zum Vorbild, Schriften also, welche mit italienischem Stil nichts zu tun haben, sondern als „the English equivalent ... of Italian humanistic script“ zu betrachten sind²⁰.

Auf ein weiteres Phänomen wollen wir noch kurz eingehen: Die sogenannte früh-humanistische Capitalis, welcher wir schon bei Nicolaus de Camulio begegnet sind, zeichnet sich durch einen großen Formenreichtum aus. Das Sammelsurium von Varianten mag erst allmählich zusammengekommen sein, aber das Bestreben dazu zeigt sich schon früh: In einem dreizeiligen Korrekturvermerk von 1410 (Abb. 19)²¹ verwendet Ghuiglielminus Tanaglia vier Arten von E, drei von A, je zwei von B, M, N und T²². Eine solche Vielfalt der Majuskelformen ist ebenfalls vorgotisch. Die bekannte Properz-Handschrift des 12. Jahrhunderts in Wolfenbüttel etwa²³ zeigt in den Zeilenanfängen einer einzigen Seite (38r) drei A, drei Q und je zwei H, M und N (an anderen Stellen kommen noch Varianten von D, E und anderen dazu).

¹⁷ St. Gallen Kantonsbibl. (Vadiana) 303: Seneca, Tragoediae, geschrieben von Georgius Nicenensis, Pavia 1393 (die Glossen von anderer Hand, wohl etwas jünger).

¹⁸ Oxford Bodleian Library, Canon. Misc. 106; Abb. bei C. Huter, Cristoforo Cortese in the Bodleian Library, in: Apollo, Jan. 1980, 17 fig. 10. Das selbe r und das griechische M auch in einem 1406 datierten (aber vielleicht nachträglichen und nicht eigenhändigen) Kaufvermerk Guarinos in Vat. Palat. gr. 116, 141v, abgebildet bei R. Avesani, Verona nel Quattrocento. La civiltà delle lettere (Verona e il suo territorio 4,2) 1984, 32 Fig. 2 (Hinweis von A. de la Mare).

¹⁹ Hinweis von P. Gumbert. Über Candour: A. C. de la Mare, Humanistic hands in England, in: Manuscripts at Oxford, an exhibition in memory of Richard William Hunt, Oxford 1980, 95 f. (mit älterer Lit.). Er erscheint 1437 in Padua, doktoriert dort 1446, hält sich an der Kurie und in London auf, tot 1476/7. Sein einziges datiertes Manuskript von 1459 (?) ist Oxford Magdalen College, Lat. 196.

²⁰ de la Mare a. O. 96.

²¹ St. Gallen Kantonsbibl. (Vadiana) 298, 78v, Abb. auch bei de la Mare, Humanistic script (wie Anm. 2), nach S. 96 fig. 8.

²² T mit rundem, auf beiden Seiten hinuntergebogenen Balken kommt in hochmittelalterlichen Zierschriften vor, z. B. im Kanonbild von Kassel 2° Ms. theol. 58, 53r (Hersfelder Graduale und Sakramentar, Helmarshausen c. 1166/70), s. H. Brozinski, Kasseler Handschriftenschatze, Kassel 1985, 29.

²³ Cod. Guelf. 224 Gud. lat.; Facsimile ed. Th. Birt, Leiden 1911.

Auf die frühhumanistische Capitalis bezieht sich auch ein Fall direkter Übernahme, der nicht in Italien, sondern in Deutschland stattgefunden hat, nämlich auf der Grabtafel der Königin Fastrada, Gemahlin Karls des Großen, im Mainzer Dom (Abb. 23)²⁴. Dieses Denkmal muß den Forscher zuerst einmal enttäuschen: Die Tafel selbst stammt offensichtlich nicht aus karolingischer Zeit, und ein Reim verrät, daß auch ihr Text frühestens im Hochmittelalter formuliert worden ist. Als Zeugnis humanistischer Interessen in der 2. Hälfte des 15. Jh.s aber ist es ein bemerkenswertes Dokument, seine Schrift ist frühhumanistische Capitalis. Auffällig darin ist das Q, dessen Cauda senkrecht nach oben, ins Innere des Buchstabenkörpers gerichtet ist. Diese Form ist uns aus der mittelalterlichen Initalkunst vertraut, sie scheint aber jedenfalls nicht zum Grundbestand der frühhumanistischen Capitalis gehört zu haben. Dagegen kommt sie in frühen Mainzer Inschriften vor, etwa auf dem Gedenkstein für den 1048 gestorbenen Propst Wignand zu St. Stephan²⁵. Und so liegt die Annahme nahe, sie sei als besonders altertümlich von dort in die Fastrada-Inschrift übernommen worden, vielleicht zusammen mit der Vorliebe für Ligaturen.

Nun wird man methodisch einwenden, es müßte sich da um die isolierte Übernahme einer einzelnen Buchstabenform handeln. Derartige sei doch wenig überzeugend. Völlig widerlegen läßt sich dieser Einwand nicht. Aber solche Übernahme von Einzelformen ist ein häufiges Phänomen. Humanistisches Schriftbild, rund, hell und schleifenlos, aber ohne spezifisch humanistische Buchstaben, gilt als Definition der Semigotica; darunter fällt aber auch etwa die sogenannte Rotunda, wie sie Leonhard Wagner in Augsburg um 1500 geschrieben hat. Gotische Kursive andererseits, dabei aber langes Schluß-s kennzeichnet deutsche Studenten, welche an oberitalienischen Universitäten studiert hatten und sich als Humanisten fühlten, aber auch ihre Kollegen in der Heimat²⁶. Und geradezu absurd wird diese Übernahme von Einzelformen, wenn sie mit einem Mißverständnis verbunden ist: In den ersten Jahrzehnten des 16. Jh.s ist am Oberrhein ein merkwürdiges doppelbäuchiges Minuskel-b verbreitet. Sein Vorbild waren offenbar italienische Majuskelformen, bei denen der Schaft zwar hoch über die Zeile ragte, der runde Körper aber auf die Mittelzone reduziert war – morphologisch entsprach das tatsächlich einer Minuskel-Gestalt, und so hat man die Form denn auch nördlich der Alpen aufgefaßt oder jedenfalls verwendet (Abb. 24)²⁷.

Die Humanisten waren im 15. Jahrhundert nicht die einzigen, welche ältere Schriftformen übernommen haben. Im Jahre 1938 hat Bernhard Bischoff ein Gebetbuch bekannt gemacht, welches der greise Prior des Klosters Reichenbach 1468 „in täuschen-

²⁴ F. V. Arens, Die Inschriften der Stadt Mainz von frühmittelalterlicher Zeit bis 1650 (Die deutschen Inschriften 2, Heidelberg Reihe 2), Stuttgart 1958, 1 Nr. 1.

²⁵ Arens a.O. 350f. Nr. 655.

²⁶ M. Steinmann, Die humanistische Schrift und die Anfänge des Humanismus in Basel, in: Archiv für Diplomatik 22, 1976, 406ff.

²⁷ M. Steinmann, Die lateinische Schrift zwischen Mittelalter und Humanismus, in: Paläographie 1981 (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 32), München 1982, 194f. mit Abb. 1 u. 2. Ein gutes Beispiel für die italienischen Vorbilder ist das Kolophon des Bahordus Brunectus Venusinus zu seinem 1467 in Neapel geschriebenen Onosander (Privatbesitz), hier Abb. 24.

der Nachahmung einer Minuskel des XII. Jh.s“ geschrieben hatte²⁸. Damals ließ sich Bischoff durch die hübsche Begründung des Schreibers täuschen, als alter Mann habe er eben seine Hand den Alten anpassen wollen. In einem Nachtrag zum Neudruck des Aufsatzes 1966 konnte er dann zwei ähnliche Beispiele nennen, noch drei 1981²⁹, und weitere sind inzwischen ans Licht gekommen. Wir kennen also: Eine *Historia triperita* aus Melk 1449³⁰; ein Festlektionar aus Weißenstephan bei Freising 1462 (Abb. 22)³¹; ein *Missale Romanum*, wohl aus St. Peter in Erfurt, ebenfalls 1462³²; ein *Homiliar* aus S. Giustina in Padua 1466³³; das genannte Gebetbuch aus Reichenbach 1468; Seneca, Tragödien aus dem Kloster Ter Doest in den Niederlanden, 1477³⁴; eine *Bonifaciusvita*, Fulda 1484³⁵; ein *Brevier* aus Hirsau, zwischen 1493 und 1502³⁶; ein Blatt mit Versen aus einem österreichischen Kloster, undatiert³⁷; auf einige weitere, schließlich auch englische, weist Peter Gumbert in seinem Beitrag unten S. 68f. hin³⁸. Nebenbei sei noch eine Handschrift von Poggios *Facetiae* erwähnt, 1470 in Nordost-Italien geschrieben³⁹: Sie zeigt zwar Minuskel-d und gerades Schluß-s, dabei ist sie aber so eng geschrieben, daß das Schriftbild nicht humanistisch, sondern gotisch wirkt.

Mit zwei Ausnahmen, dem eben erwähnten Poggio und dem Seneca aus Ter Doest, enthalten die genannten Handschriften durchwegs geistliche Literatur, und alle sind in Klöstern entstanden. Sie hängen mit der Klosterreform zusammen (auch der Paduaner Band: von S. Giustina ist die benediktinische Reform in Italien ausgegangen). Klosterreform war ja stets Besinnung auf die eigene große Vergangenheit, und damit auch auf das handschriftliche Erbe. Direkt faßbar wird das bei dem spätesten

²⁸ München, Clm 2990, s. *B. Bischoff*, Ein Reichenbacher Codex des XV. Jhs in imitierter romanischer Minuskel, in: Beiträge zur Inkunabelkunde, NF 2, Leipzig 1938, 148–152; erweiterter Neudruck in: *ders.*, Mittelalterliche Studien 1, Stuttgart 1966, 63–67 mit Taf. 5.

²⁹ *B. Bischoff*, Die Rolle von Einflüssen in der Schriftgeschichte, in: Paläographie 1981 (wie Anm. 27) 101f.

³⁰ Auktionskatalog Karl u. Faber München Nr. 15, 1937, Nr. 14, s. *Bischoff* in: MA Studien a.O. 67 Anm. 12.

³¹ München, Clm 21597, s. *Bischoff* ebd.

³² London British Library, Add. ms. 10927, s. CMD-British Library 30 Nr. 39 u. Abb. 684; *Bischoff*, Die Rolle a.O. 102.

³³ Oxford Bodleian Library, Lyell 77, s. CMD-Oxford Nr. 646 mit Abb. 652. Bezeichnenderweise heißt die Schrift bei *O. Pächt* u. *J. G. Alexander*, Illuminated manuscripts in the Bodleian Library Oxford 2: Italian school, Oxford 1970, 62 Nr. 610 „humanistic script“, während der Band für *A. C. de la Mare*, Catalogue of the collection of medieval manuscripts bequeathed ... by J. P. R. Lyell, Oxford 1971, 277 „in a large round gothic text hand“ geschrieben ist.

³⁴ Leiden B. P. L. 45A, s. CMD-NL 1 Nr. 165 mit pl. 229f.

³⁵ Frankfurt a.M. Stadtbibl., Ms. Barth. 63, s. CMD-BRD 1, Abb. 216–218.

³⁶ Stuttgart, Bibl. 2° 24, s. *Bischoff*, Die Rolle a.O. (imitierte Schrift des 12. Jh.s nur 54r–77v). Auskünfte über diese Handschrift verdanke ich Frau *Herrad Spilling*.

³⁷ Linz Studienbibl., Fragment s.n., s. *Bischoff* a.O.

³⁸ Nicht hierher gehört der mittlere Teil des *Breviers* Engelberg 107 (CMD-CH 2 Nr. 258 mit Abb. 232): es ist ein älteres Stück in einer 1429 vervollständigten Handschrift, wie schon *A. Bruckner* festgestellt hat.

³⁹ Oxford Bodleian Library, Lat. misc. e 77, s. CMD-Oxford Nr. 557 mit Abb. 695.

Stück unserer Reihe, dem Brevier aus Hirsau: Wolfgang Irtenkauf⁴⁰ hat gezeigt, wie sich in der Liturgie dieser Handschrift die Beschäftigung mit den Anfängen des Klosters spiegelt, und führt die Anregung dazu auf Johannes Trithemius zurück, der 1495 mit der Arbeit an der Chronik von Hirsau begonnen hatte⁴¹. In diesem Zusammenhang muß man wohl auch schon Peter von Rosenheim sehen, einen der Führer der Melker Reform, der 1403 mit Nikolaus Seyringer und anderen nach Subiaco an den Ursprungsort des Benediktinerordens gezogen und später Prior von Rocca di Mondragone bei Capua geworden ist. Nach seiner Rückkehr aus Italien 1418 schrieb er eine humanistische Hand – keine direkte Nachahmung älterer Vorbilder, sondern einen zeitgenössischen Typus mit persönlichen Eigenheiten. Wo und unter welchen Umständen er sich diese Schrift angeeignet hat, wissen wir nicht (jedenfalls kann sie sich in jener Zeit und in Peters Lebenskreis nicht einfach aufgedrängt haben), aber irgendwie hat er die humanistische Schrift wohl doch mit früher Klosterkultur in Verbindung gebracht. Denn ein Humanist italienischer Prägung ist Peter von Rosenheim gewiß nicht gewesen.

Ein ebenso prominentes wie dubioses Beispiel der Übernahme vorgotischer Schrift findet sich auf dem bekannten Selbstportrait Albrecht Dürers aus dem Jahre 1500 in München⁴²: Neben italienischen humanistischen Formen, wie sie auch durch die Antiqua des Buchdrucks geläufig geworden waren, stehen darin Elemente, welche wir aus dem Kreis der Klosterreform kennen, besonders auffällig das e, dessen gerader Rücken oben einen Ansatz von links her aufweist⁴³. Dieses e wie auch das g mit der kleinen Unterlänge ist um so erstaunlicher, wenn man mit der modernen kunsthistorischen Forschung annehmen will, daß die Inschrift nicht vor 1511 und wohl erst „etwa in den Jahren zwischen 1518 und 1522 von Dürer hinzugefügt worden“ sei⁴⁴. Seltsam wirken auch die beiden schweifartigen Verlängerungen an a, sie erinnern an italienische Schreibmeisterkünste. All das ist so befremdlich, daß man kaum in den Schriftformen einen Ausdruck der selben spätmittelalterlichen Frömmigkeit wird sehen dürfen, welcher in dem Portrait selber unzweifelhaft zur Geltung kommt. Eher wird man

⁴⁰ W. Irtenkauf, Ein bursfeldisches Kalendar aus Hirsau, in: Zs. f. schweizerische Kirchengeschichte 51, 1957, 257–280.

⁴¹ Trithemius war gewiß kein eigentlicher Humanist, schrieb aber eine humanistische Kursive (Probe z. B. CMD-S 1, Abb. 162). Eine Handschrift aus Sponheim, die heimischen Vorbildern des 12. Jh.s folgt, in London British Library, Royal 6A VIII, bei P. Gumbert unten S. 68.

⁴² F. Anzelewsky, Albrecht Dürer, das malerische Werk, Berlin 1971, Taf. 68b.

⁴³ Die selbe Form aus Sponheim 1496/7 bei P. Gumbert unten S. 68; sie ist ursprünglich vielleicht englisch, etwa in Salisbury Cathedral MS 150, geschrieben zwischen 969 u. 978 (Abb. in: The Salisbury Psalter ed. C. u. K. Sisam, = Early English Text Society 242, London 1959); später in der letzten Lage des Vespasian Psalter, London British Library, Cotton Vespasian A I, 155r–160v, 1. Hälfte 11. Jh. (ed. D. H. Wright u. A. Campbell, = Early English Manuscripts in Facsimile 14, Kopenhagen 1967), oder in der Bibelhandschrift Arras 336 (974), geschrieben zwischen 1094 und 1115 (New Palaeographical Society 2,2, London 1913–1930, 38).

⁴⁴ Anzelewsky a. O. 168. Daß die Inschrift zu einem unbekannten Zeitpunkt erneuert worden ist, spielt in unserem Zusammenhang keine Rolle: Für ein breiteres humanistisches e wäre von Anfang an kein Platz gewesen.

sich erneut fragen, wann und wie die Inschrift entstanden und welches Dürers Anteil daran gewesen sei.

Kehren wir zu der Handschrift aus Ter Doest zurück. G. Liefstinck hat zuerst auf sie hingewiesen und mögliche Vorbilder aus der Zeit um 1200 genannt, P. Gumbert hat das Beispiel wieder aufgenommen⁴⁵. Allerdings handelt es sich diesmal nicht um geistliche Literatur, sondern um die Tragödien Senecas. Da antike Dramen zur Schullektüre des Humanismus gehören und unser Text mit seiner Glossierung zweifellos dem Unterricht dienen sollte, da solcher Unterricht humanistischer Prägung im Jahre 1477, als der Codex entstand, auch in den Niederlanden nichts Unerhörtes mehr war, so muß man sich fragen, ob diese Handschrift nicht eher zur Gruppe der humanistischen Zeugnisse zu zählen sei. Ihre Schriftformen allerdings haben mit italienischen Vorbildern keinen direkten Zusammenhang, und so hätten wir ein Bindeglied zwischen humanistischer und reformklösterlicher Wiederbelebung alter Schriften vor uns.

Ist es aber auch sonst richtig, die beiden Traditionen völlig getrennt zu sehen? Gewiß, die Mönche haben bei ihrer Arbeit kaum an Poggio und Niccoli gedacht. Sie konnten aber die Mahnungen Jean Gersons vor Augen haben, der am Konstanzer Konzil mit den Führern der österreichischen Reform in Verbindung getreten war und selber kurze Zeit in Melk gelebt hatte⁴⁶. Gerson hat in Paris zum Kreis jener frühesten französischen Humanisten gehört, den Gilbert Ouy erforscht hat⁴⁷ und der über Jean de Montreuil schon 1384 in direkten Kontakt mit Salutati gekommen ist. Auf humanistische Elemente im Denken Gersons wollen wir hier nicht näher eingehen; es ist jedenfalls klar, daß ihm das Christentum ein zentrales Anliegen war. Sein Traktat „De laude scriptorum“ hatte in den Reformklöstern einen guten Ruf, er fand weite Verbreitung und war geeignet, die Schreiber in ihrem Tun zu bestärken, sie über ihre Mühen hinwegzuträsten. Gerson lobt zwar nicht die alte Schrift, aber er zieht die alten Texte den modernen vor⁴⁸. Und diejenigen, welche keine komplizierten Buchstaben malen können, läßt er wissen: „Littera sit legibilis, sit punctuata, purgata, qualis est Lombardorum, non involvens se tractibus superfluis.“⁴⁹ Fragen Sie mich nicht, welche Schrift der „Lombardi“ Gerson hier im Auge habe. Seine Leser konnten sich jedenfalls auf ihn berufen, wenn sie die Rotunda schrieben, welche man von den juristischen Codices aus Bologna kannte und aus italienischen liturgischen Büchern, und wie sie

⁴⁵ J. P. Gumbert, *Europees boekschrift in 1478*, in: *Archives et bibliothèques de Belgique* 52, 1981, 141.

⁴⁶ Nämlich 1418/9, s. P. Glorieux, in: Jean Gerson, *Œuvres complètes* 1, Paris 1960, 133.

⁴⁷ G. Ouy, *Jean de Montreuil et l'introduction de l'écriture humanistique en France au début du XVe siècle*, in: *Essays presented to G. I. Liefstinck* 4, Amsterdam 1976, 53–61; *ders.*, *In search of the earliest traces of French humanism: the evidence from codicology*, in: *The Library Chronicle* 43, 1978, 3–38.

⁴⁸ „Adde quod salubriora sunt plerumque scripta veterum, qualia scriptor noster eligit, quam dictamina novellorum“ (*De laude scriptorum*, cap. 2; *Œuvres complètes* ed. P. Glorieux 9, Paris 1973, 425).

⁴⁹ Cap. 9 (a. O. 430).

ähnlich auch etwa Leonhard Wagner in Augsburg gepflegt hat⁵⁰. Mit derselben Legitimation konnten sie die weit verbreitete Semigotica übernehmen oder die humanistische Minuskel (die Gerson selber allerdings nicht geschrieben hat⁵¹), oder auch die schlichte Bastarda, welche sich in der *Devotio moderna* und bei den Windesheimern durchgesetzt hat, jener niederländischen Reformbewegung, deren Buchproduktion Gerson in seinem Traktat lobend nennt⁵². Aber auch vorgotische Schriften der heimischen Tradition standen nicht im Widerspruch zu Gersons Empfehlung. Auf sie hat Johannes Trithemius hingewiesen, der Abt von Sponheim, als er am Ende des 15. Jh.s Gersons Thema wieder aufnahm: „Inspiciamus volumina antiquissima, que scriptores eruditi scripserunt, et ex eorum imitatione sumamus artis nostre compendium“⁵³.

All das klingt wohl reichlich diffus, aber die Wirklichkeit ist nicht anders. So ist etwa das Basler Exemplar der Konzilschronik von Johannes de Segobia⁵⁴ in einer rein gotischen Buchkursive geschrieben – bis auf das „Deo gracias“ am Schluß des ersten Bandes, das man als Rotunda bezeichnen muß (Abb. 25 und 26). Vor diesem Hintergrund wiederum könnte man auch in den Seitentiteln, welche zweifellos von der selben Hand stammen, humanistische Elemente erkennen, und kommt zu keinem Ende mehr. Offenbar hat der Schreiber solche runden, mehr oder weniger humanistischen Formen gekannt und auch selber verwendet, und etwas davon wird auch in seiner gotischen Schrift spürbar. Der scharfe Gegensatz, welchen die Schriftgeschichte konstruiert hat, besteht für ihn nicht.

Welches sind die Ergebnisse aus unseren Betrachtungen? Eine wirkliche Übersicht haben wir noch nicht gewonnen, wir haben nur einzelne Erscheinungen herausgegriffen und können ihren Stellenwert im Gesamtbild nicht recht beurteilen. Dennoch lassen sich erste Schlüsse ziehen.

Die Beispiele, welche wir betrachtet haben, sind Ausnahmen. Zwar könnte sich das Bild etwas ändern, wenn wir die nicht wenigen Handschriften einbeziehen wollten, welche ebenfalls karolingischen Vorbildern zu folgen scheinen, aber keine ausgefallenen Einzelformen aufweisen. Die weit überwiegende Zahl von humanistischen Manuskripten aber unterscheiden sich doch deutlich von karolingischen und versuchen gar nicht, ihnen gleich zu sein. Daß andererseits auch nach der ersten „Erfindung“ der humanistischen Schrift ältere Vorbilder immer wieder ihre Wirkung geübt haben, dürfte doch klar geworden sein. Oft wurde die Übernahme, aus früheren wie aus zeitgenössischen Mustern, punktuell vollzogen, das trug zu der großen Vielfalt von Formen bei. Wenn es Meister gab, welche sorgsam über die Ausbreitung einer einzigen reinen humanistischen Schrift wachten (Ullman sah vor allem Niccoli in dieser Rolle), so haben

⁵⁰ Etwa in der *Vita sancti Simperti* von 1492 (*O. Pächt*, *Vita Sancti Simperti*, eine Handschrift für Maximilian I., = Jahressgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, Berlin 1964, Taf. 3.4). Wagners Schrift ist aber nicht einfach die italienische Rotunda: Bei ihm fehlt die charakteristische Differenzierung der Schaftenden (vgl. dazu *M. Steinmann*, *Textualis formata*, in: *Archiv für Diplomatik* 25, 1979, 319 mit Abb. 3).

⁵¹ Nach brieflicher Bestätigung von *G. Ouy* vom 20. Sept. 1984.

⁵² Cap. 3 (a.O. 426).

⁵³ *Trithemius*, *De laude scriptorum*, Mainz 1494, cap. 8 (ed. *K. Arnold*, = *Mainfränkische Hefte* 60, Würzburg 1973, 66).

⁵⁴ Basel UB, E I 20a. b, geschrieben um 1450 in Savoyen.

sie sich jedenfalls nicht durchsetzen können. Es ist aber auch nicht sinnvoll, *das* Vorbild für die humanistische Schriftreform genauer festlegen zu wollen nach Zeit und Herkunft. Etwas anderes ist die Frage, welche Modelle besonders erfolgreich gewesen seien, wann, wo und bei wem.

Die Übernahmen im Kreis der Klosterreform, außerhalb der humanistischen Bewegung, sind ebenfalls deutlich sichtbar geworden. Sie mögen der humanistischen Schrift in Deutschland den Weg geebnet haben, zeigen jedenfalls, daß dort die neue Schrift der Humanisten keine so ganz unerhörte Neuerung gewesen ist, wie man vielleicht meinen könnte. Uns mahnen diese klösterlichen Beispiele auch, daß die humanistische Schrift nicht rein formal definiert werden kann, sondern wenigstens im 15. Jahrhundert stets auch als die Schrift von Humanisten gesehen werden muß.

Daneben stellen sich Fragen. Vor allem: Wie steht es mit den Anfängen der humanistischen Schrift um 1400? Dürfen wir auch sie in einem weiteren Kontext von Schriftübernahme sehen? Denn die Beispiele nicht-humanistischer Übernahme, welche wir angeführt haben, setzen mit Ausnahme der griechischen erst 1449 ein. Beginnt damit eine besondere historistische Epoche? Die Übernahme der klassischen Inschriften-Capitalis, welche ja auch in diesen Zeitraum fällt, könnte das bestätigen. Doch das Problem ist verwickelt: Wir haben uns auf Beispiele der Übernahme von vorgotischen Schriften beschränkt, weil sie besonders deutlich nachzuweisen sind. Damit aber eine Übernahme vollzogen wird, braucht es zwei Komponenten: 1. die Bereitschaft, sich an alten oder fremden Beispielen zu orientieren, und 2. die Neigung zu einem bestimmten Vorbild. In unserem Fall: Schreiber, welche sich auf der Suche nach Modellen an den gotischen Stil gehalten haben, weil der ihnen zusagte, solche Schreiber sind uns entgangen. Und wir müssen annehmen, daß sie um 1400 bei weitem in der Überzahl gewesen sind. Beweisen kann ich das allerdings vorläufig nicht. Die Sache kompliziert sich noch dadurch, daß allenfalls damit zu rechnen ist, übernommene Schriften könnten gar nicht erkannt und in unseren Verzeichnissen zu früh datiert oder falsch lokalisiert sein, so wie man auch die nicht ganz seltenen Codices, welche in der einen Gegend geschrieben, ganz woanders dann mit Buchschmuck versehen worden sein sollen, genauer prüfen müßte. Wir können zwar hoffen, daß gerade übernommene Schriften besonders häufig mit Schreibereinträgen gekennzeichnet worden sein möchten, aber bewiesen ist das nicht. So läßt sich der quantitative Aspekt des Phänomens überhaupt nicht überblicken.

Eine andere Frage ist es, ob punktuelle Übernahme nicht überhaupt im Zusammenhang stehe mit der bekannten Erscheinung, daß spätmittelalterliche Schriften so regellos und variabel, „persönlich“ geprägt sind. Damit treten wir allerdings aus dem Umkreis der humanistischen Schrift vollends hinaus. Wie dem auch sei: Man kann feststellen, daß von Richard de Bury's *Philobiblon*⁵⁵ über Gersons Schreibertraktat zu Trithemius alte Handschriften als Objekte (das heißt abgesehen von den Texten, welche sie enthalten) immer höher geschätzt werden. Und aus dem 14. Jahrhundert kön-

⁵⁵ Richard de Bury stand im Ruf, vor allem alte Bücher zu schätzen („tantumque librorum et maxime veterum ferebamur cupiditate languescere“, cap. 8; ed. A. Altamura, Napoli 1954, 99 Z. 18 f.). Ihm ging es dabei aber um den Inhalt, vgl. ebd. cap. 9, „Quod licet opera veterum amplius amaremus, non tamen damnavimus studia modernorum“.

nen wir nur ein deutliches Beispiel der Übernahme vorstellen: ein Pontifikale für Bernard Gui, Bischof von Lodève in Südfrankreich 1324–1331, in einer Schrift, deren Vorbilder am ehesten im Nordfrankreich des 12. Jahrhunderts zu suchen wären⁵⁶.

Von allen theoretischen Erwägungen abgesehen ist noch ein Faktum unbestritten: Die bleibende Ausbreitung der humanistischen Schrift über Italien hinaus fällt erst in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Trotz den beiden großen Konzilien, welche in der ersten Hälfte führende Humanisten nach Konstanz und Basel und in Kontakt mit Deutschen, Franzosen und Engländern gebracht hatten, war früheren Ansätzen – am frappierendsten in Paris um 1400 – keine Dauer beschieden. Auch das ist ein Problem, das wir allmählich zu sehen beginnen, ohne noch eine Erklärung bieten zu können.

⁵⁶ Toulouse, Bibl. mun. 118, s. CMD-F 6, 387 mit pl. 48b. Man beachte besonders die Gabelung oben am a, welche auch etwa im Wolfenbütteler Properz (oben Anm. 23) vorkommt.